

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch Heine, Numan's Buchhandlung in Dresden.
Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter.

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 924 Lloyd Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelber sind zu adressiren: Rev. Th. Fäkel, Milwaukee, Wis.

17. Jahrg. No. 6.

Milwaukee, Wis., den 15. November 1881.

Lauf. No. 422.

Vom Menschlichen Stand.

Die Welt ist nichts zu unserer Zeit
Denn ein Spital voll armer Leut,
Die täglich liegen auf der Wart,
Und sehn auf ihre Himmelfahrt.

Was zeihst du dich denn als ein Gast
Weil du kein bleibend Wesen hast,
Daß du dich magst mit Sorg beschwern,
Wie du dich wollest lang ernähren?

Nichts gilt fürwahr groß Stand und Pracht,
Was hier ist groß, wird dort veracht.
All unsere Freud und zeitlich Lust
Gar schnell vergeht und ist unsust (unsunst).

Drum ist der gar ein weiser Mann,
Der sein Beruf auswarten kann,
Daß er an Christum gläubig sei.
Und hab ein ruhig Gewissen frei.

Der jedem gönnt was Gott beschert,
Kein fremd vergänglich Gut begehrt,
Zu helfen ist er wohlgesinnt
Allen, die er in Nöthen findet.

Leidt Recht und Unrecht mit Geduld
Und strebt allein nach Gottes Huld,
Durch welche er gnug vergewißt,
Daß er ein Kind des Lebens ist.

Ein solcher Mensch hat wenig Leiden,
Wenn er von hinnen sich muß scheiden.
Ein solches End bescheer mir Herr,
Und laß mich dienen deiner Ehr.

Nikolaus Selnecker.

Die Opfer des neutestamentlichen Gottesdienstes.

II.

Zu der vorigen Nummer haben wir von den Opfern des Gebets, die in unsern Gottesdiensten dargebracht werden, nur das sogenannte allgemeine Kirchengebet und was sich an dasselbe anschließt, einer etwas eingehenderen Betrachtung unterworfen.

Eine andere Art der Gebete im Gemeindegottesdienst sind die sogenannten Collecten. Mit die-

sem Namen bezeichnet man die kürzeren Gebete, die der Pastor am Altar liest oder singt, nachdem er die Gemeinde mit den Worten: „Laßt uns beten,“ aufgefordert hat, das Gebet in der Stille mitzusprechen. Der Name Collecte oder Collecta ist lateinisch und läßt sich deutsch wiedergeben mit dem Wort: „Sammelgebet“. Wir begegnen dieser Bezeichnung schon im fünften Jahrhundert, und den Sinn derselben giebt eine alte liturgische Schrift an mit folgenden Worten: „Collecte nennt man ein Gebet, in welchem der Pastor die Noth und Gefahren, oder das Wünschen und Sehnen des ganzen Volkes oder der Kirche gleichsam sammelt und Gott vorträgt; deshalb spricht er: „Laßt uns beten“, indem er die Anwesenden gleichsam auffordert, dies Gebet mit gemeinsamem Verlangen des Herzens zu thun.“ Schon in früherer Zeit wurden solche Collecten an mehreren Stellen des Gottesdienstes eingefügt. In der Gottesdienstordnung Gregors des Großen († 12. März 604) war für jeden Gottesdienst nur eine Collecte vorgeschrieben, die vor der Schriftlection ihre Stelle hatte. Später jedoch führte man nicht nur, wie das früher geschehen war, wieder an verschiedenen Stellen des Gottesdienstes Collecten ein, sondern es kam auch vor, daß mehrere, drei, vier, bis zu sieben Collecten unmittelbar hinter einander gesungen wurden.

Luther ordnete wieder nur eine Collecte vor der Epistel an, und die meisten lutherischen Kirchenordnungen sind ihm hierin nachgefolgt. Nur wenige Gottesdienstordnungen gestatten, besonders an hohen Festen, mehrere Collecten vor der Epistel. Und während unter dem Papst die Collecten lateinisch gesungen worden waren, legte man in der lutherischen Kirche überall Nachdruck darauf, daß auch diese Gebete als Gebete der Gemeinde, und darum in deutscher Sprache geschehen sollten, wie denn auch nicht der Pastor allein, auch nicht der Chor allein, sondern die ganze Gemeinde das Amen dazu singen soll, anzuzeigen, daß die ganze Gemeinde solches Gebet als das ihrige ansehe. In den Gottesdiensten ohne Abendmahlsfeier tritt dann vielfach an Stelle der sogenannten Postcommunio, d. i. der Collecte, die nach der Austheilung folgt, vor dem Segen noch eine Collecte ein, die in den Kirchen, in welchen die Litanei als allgemeines Kirchengebet gebraucht wurde, sich an diese angeschlossen.

Theils zu den eigentlichen Bittgebeten, theils zu den Lobopfern im engeren Sinn gehören ferner die geistlichen Lieder, welche in gemeinsamem Gesang die versammelte Gemeinde in ihren Gottesdiensten erklingen läßt. Eine ausführlichere Abhandlung über den

christlichen Kirchengesang haben wir in zwei früheren Nummern, nämlich in No. 17. und 18. des vorigen Jahrgangs, unsern Lesern vorgelegt und können es hier bei einer Verweisung darauf bewenden lassen.

Zu den Opfern der Lippen gehört endlich das Bekenntniß des Namens Gottes, wie es Ebr. 13, 15. heißt: „Die Frucht der Lippen, die seinen Namen bekennen.“ Zwar liegt ja auch in jedem Gebet und in jedem Lob Gottes ein Bekenntniß dessen, von dem aller Segen und alles Heil kommt, der mit Vateraugen über seinen Kindern wacht, ihr Schreien wie das Sauszen ihres Herzens hört und ihnen hilft in des Leibes und der Seelen Noth. Am ausgeprägtesten aber geschieht das Bekennen in der Ablegung des gemeinsamen Glaubensbekenntnisses, das ja auch einen Theil unserer öffentlichen Gottesdienste bildet, indem entweder nach vorausgeschickter Aufforderung, mit der ganzen Christenheit auf Erden den Glauben zu bekennen, der Pastor am Altar im Namen der Gemeinde das Glaubensbekenntniß spricht, worauf die Gemeinde durch ihr Amen bezeugt, daß dies Bekenntniß ihr Bekenntniß sei, oder indem die Versammlung gemeinsam nach einem bestimmten Text den Glauben singt. Die Formulare für die Ablegung des Glaubensbekenntnisses im öffentlichen Gottesdienst waren in unserer lutherischen Kirche zu verschiedenen Zeiten und sind heute noch an verschiedenen Orten verschieden. Anfangs blieb man bei dem nicäno-constantinopolitanischen Symbolum, welches auch in der römischen Kirche für diesen Zweck im Gebrauch gewesen war; nur ausnahmsweise war auch das apostolische oder das athanasianische Symbolum vorgeschrieben oder gestattet. Eines dieser drei allgemeinen Symbola wird selbstverständlich auch heute noch überall da in unserer Kirche gebraucht, wo der Pastor am Altar das Glaubensbekenntniß vorspricht. Wo hingegen die Gemeinde mit eigenem Munde dasselbe gemeinschaftlich singt, geschieht dies in der Regel nach Luthers Bearbeitung des nicänischen Symbolums: „Wir glauben all an einen Gott, Schöpfer Himmels und der Erden u. s. w.“ oder nach der kürzeren Form von Tobias Clausnitzer: „Wir glauben all an einen Gott, Vater, Sohn, Heiligen Geist, u. s. w.“

In Betreff der äußerlichen Wohlstandigkeit, die beim Gebet zu beobachten sei, finden wir schon bei St. Paulus Weisungen, wenn er z. B. I. Cor. 4—16. vorschreibt, daß die Weiber mit bedecktem, die Männer mit unbedecktem Haupte in der Gemeinde beten sollten. Daß man zu den Zeiten Justins des Märtyrers zum gemeinsamen Gebet aufstand, sagen seine schon früher angeführten Worte: „Dann stehen wir alle ge-

meinsam auf und schicken Gebete empor.“ Daß man im zweiten Jahrhundert mit ausgebreiteten Händen betete, hat uns Tertullian gesagt, und diese Stellung, auf die auch St. Paulus 1. Tim. 2, 8. Bezug nimmt, behielt man allgemein bei bis ins neunte Jahrhundert. Da ordnete Papst Nicolaus I. an, daß man „mit zusammengelegten Händen“ beten solle, um sich so als ein Gebundener Jesu Christi darzustellen, und von jener Zeit an kam dann das Beten mit gefalteten Händen in Gebrauch. Als in der Zeit der Reformation die Frage entstand, was von den äußerlichen gottesdienstlichen Bräuchen, die man im Papstthum vorgefunden hatte, beizubehalten sei, und was hinfallen müsse, haben die Reformirten, wie sie Orgeln, Crucifixe, Altäre, das Kreuzzeichen und anderes abschafften, vielfach auch das Händefalten unterlassen; in Schottland legten sie während des Gebets die Hände auf den Rücken, um recht deutlich zu zeigen, daß sie vom Händefalten nichts wissen wollten, und geht man heute in eine unserer amerikanischen Presbyterianerkirchen, so kann man neben der vielfach gebrauchten Bedeckung des Gesichts mit der rechten Hand die unterschiedlichsten Stellungen beim Gebet beisammen sehen. Die lutherische Kirche hingegen hat, wie die Orgeln, Crucifixe und Altäre, das Kreuzmachen beim Segen, das Kniebeugen oder das Neigen des Hauptes beim Namen Jesu, auch das Händefalten beim Gebet als ein schönes Stück christlicher Zucht beibehalten.

Zu den Opfern der Lippen, die nach dem Obigen in unsern Gottesdiensten von der versammelten Gemeinde ihrem Gotte dargebracht werden, kommen nun noch als weitere neutestamentliche Opfer die Opfer der Hände, die im Ebräerbrieft Cap. 13, 16. genannt werden mit den Worten: „Wohlzuthun und mitzuthun vergessen nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl.“

Daß die Darbringung solcher Opfer schon in der ersten Christenheit im öffentlichen Gottesdienst stattfand, geht deutlich hervor aus der Erzählung von Ananias und Saphira, Apostelgesch. 5, 1—11. Und wie zur Zeit der Apostel diese Gaben nach freiem Belieben der Opfernden entrichtet wurden, so auch später, z. B. zur Zeit Tertullians im zweiten Jahrhundert. Auch der Kirchenvater Augustin fordert am Ende der Predigt zum Darbringen der Gaben auf, und bei seinem geistlichen Vater Ambrosius in Mailand finden wir diese sog. Oblationen ebenfalls. Daß man diese Darbringungen recht eigentlich als der christlichen Gemeinde zustehend ansah, geht schon daraus hervor, daß die Gaben in die Kirche gebracht und daselbst auf den Altar niedergelegt werden sollten, wie das z. B. in den Apostolischen Constitutionen vorgeschrieben war, besonders aber auch daraus, daß nur Gliedern der Gemeinde diese kirchliche Gabenbringung gestattet wurde, so daß, wenn einer von der christlichen Gemeinde ausgeschlossen worden war, man auch keine Gaben mehr von ihm annahm. Dies war schon im zweiten Jahrhundert feststehender Grundsatz; nach demselben handelte auch Ambrosius, der, als er den Kaiser Theodosius in Kirchenzucht nehmen mußte, auch seine Gaben zurückwies. Verwendet wurden diese Gaben theils zur Feier des heiligen Abendmahls, für welche Brot und Wein dargebracht wurde, im übrigen für die Armen, die alten Leute, die um des Glaubens willen Verfolgten und Gefangenen, zum Theil auch für die Kirchendiener. Während jedoch früher alle Gaben auf dem Altar niedergelegt wurden, kamen später an diesen Ort nur die Gaben an Brot und Wein, die bei der Abendmahlsfeier Ver-

wendung finden sollten; die übrigen Gaben, die schon im vierten Jahrhundert zum großen Theil aus Geld bestanden, wurden während des Gemeindegebets durch die Kirchendiener eingesammelt und in den Nebenräumen der Kirche niedergelegt. So rechnet auch Isidor von Sevilla das Einsammeln der Opfer im Hause des Herrn zu den Verrichtungen der Subdiaconen.

Doch der böse Feind konnte es nicht leiden, daß die Christen aus Liebe in Dankbarkeit ihres Herzens von dem Segen, den Gott an irdischen Gütern ihnen bescherte, ihm in Einfältigkeit zu seiner Ehre und zu Nutz des dürftigen Bruders ihre Dankopfer darbrachten; und leider ist es ihm gar bald gelungen, daß aus dem Dankopfer zu Gottes Ehren verdienstliche Werke und Sühnopfer zur Schmähung des Verdienstes Jesu Christi gemacht wurden. Daß durch Almosen Sünden abgewaschen, Schuld gesühnt, Gottes Zorn gestillt werde, wurde bald in immer weiteren Kreisen die Triebfeder zur Darbringung der Gaben, die im Anfang die Liebe zu Gott und dem Nächsten, durch die der Glaube thätig war, und die Dankbarkeit entrichtete hatte. Unter dem Papst trieb man einen förmlichen Schacher mit dem lieben Gott: für große Sünden brachte man große Opfer, für solche, die man gering anschlug brachte man kleine Opfer; im Ganzen suchte man so billig wegzukommen wie möglich. Die Priester fungirten dabei als Unterhändler, oder auch als Wechsel, indem sie einen Theil der vom Volke dargebrachten Opfer in Messopfer umsetzten. Die freie Liebesthätigkeit der Christen wurde durch diesen Schacher und durch die vielen und mancherlei erzwungenen Abgaben an die Kirche fast gänzlich verdrängt.

Anderes wurde es wieder in der lutherischen Kirche. Schon unter Luthers Augen wurden in den lutherischen Gottesdiensten, in denen die Predigt von der gänzlichen Unwürdigkeit des Menschen und alles seines Thuns und von der freien Gnade Gottes verkündigt wurde, in rechtem christlichen Geiste Liebes- und Dankopfer dargebracht. Die Einsammlung derselben mit Ringelbeuteln oder anderen Gefäßen kam allgemein in Gebrauch. Chemnitz rechnet die Sammlung der Almosen ausdrücklich zu den Zwecken der sonntäglichen Versammlungen der christlichen Gemeinde. Während aber dies Einsammeln sonntäglicher Collecten in der ganzen lutherischen Kirche Verbreitung fand, waren und blieben die Anordnungen über die Art und die Zeit der Einsammlung verschieden: an manchen Orten geschah dieselbe vor der Predigt, an anderen während der Predigt, an noch anderen während des allgemeinen Kirchengebets; an manchen Orten durch Umherreichen des Ringelbeutels, an andern durch in der Kirche angebrachte Büchsen oder Kästen, oder durch Becken an den Ausgängen der Kirche. Besonders findet sich auch in manchen Kirchenordnungen die Weisung, daß die Communicanten ihre Gaben in ein aufgestelltes Becken legen sollen. Auch die herkömmlichen Darbringungen bei Trauungen, Leichenbegängnissen und ähnlichen Gelegenheiten wurden vielfach beibehalten.

So werden wir denn, ihr lieben lutherischen Leser, sowohl im Sinne des göttlichen Wortes als auch nach dem Vorbild unserer lutherischen Väter handeln, wenn wir, so oft wir uns in unsern Gotteshäusern zu gemeinsamem Gottesdienst versammeln, uns das Wort St. Petri gesagt sein lassen, das er den erwählten Fremdlingen in aller Welt zuruft wenn er schreibt: „Ihr als die lebendigen Steine bauet euch zum geistlichen Hause und zum

heiligen Priestertum, zu opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind durch Christum.“ G.

Der Bruder Redner.

„Es hatten etwa sieben Jahre lang die Freigeister in Wisconsin ihr Unwesen getrieben, als ich als Pfarrer hieher kam. Eines Sonntags sollte ich in einer entfernten Niederlassung Nachmittags Gottesdienst halten, und ein Farmer von dort holte mich ab. Er aß mit mir zu Mittag und ich unterhielt mich während der Mahlzeit mit ihm. Im Lauf des Gesprächs theilte er mir über seine Vergangenheit folgendes mit. Ich bin in Deutschland unterrichtet und confirmirt und an das Kirchengehen gewöhnt worden. Dabei haben wir aber gelebt, wie wir Lust hatten, und den Sonntag uns immer zu einem lustigen Tag gemacht. Hat uns Niemand gesagt, daß das Unrecht sei, und unser Herr Pfarrer ist auch, wenn er mit seinen Unterverrichtungen fertig war, da und dorthin gefahren, wo er sein Spielchen machen und seinen Wein trinken konnte, und wo seine Töchter ihren Tanz haben konnten. So kam ich nach Amerika, und so setzte ichs fort und meinte immer, ein guter Christ zu sein; habe auch rechtchaffen geholfen, daß wir bald eine Kirche bauten und Gottesdienst hatten, und bin meist ein Vorsteher bei unserer Gemeinde gewesen. Da kamen die Humanisten nach Milwaukee und verbreiteten von dort ihre Zeitung, und die Redner kamen auch in den Busch zu uns heraus. Da wurden Zusammenkünfte veranstaltet, meist unter freiem Himmel, Tische aufgeschlagen und Bierfässer angefahren. Dann wurde ein Vorsitzer gewählt und ein Bruder Redner. Einmal wählten sie den reichen Juden S. zum Vorsitzer, der mochte es aber doch nicht annehmen. Wenn wir dann eine gute Zeit lustig getrunken hatten, trat der Bruder Redner auf und bewies uns haarlein, daß die Bibel ein Pfaffenbuch ist, d. h. von den Pfaffen gemacht und Alles Lug und Trug was darin stehe; die Moral etwa ausgenommen, und die verstehe man jetzt viel besser; und goldene Zeiten würden auf Erden, wenn alle Menschen klug würden und von allem dem alten Aberglauben sich lossagten. Das war uns etwas Neues, wir hörten's aber gern; Bier und Whisky sprukten auch schon im Kopfe, und da riefen wir zwischen ein dem Redner Hurrah zu und tranken mit ihm. Nach und nach gefiels uns immer besser, und die meisten von uns gingen nicht mehr in die Kirche, aber auf die Zusammenkünfte freuten wir uns lange zuvor. Sie können mir's glauben, es hat mich die Geschichte ein schmähhches Geld gekostet, denn nach der Rede wurde immer für den Bruder Redner collectirt, und da wollte sich Keiner lumpen lassen, und unsere Freunde hatten wir daran, da zahlten wir gern. Das ging geraume Zeit fort, und der Bruder Redner ging immer weiter, je mehr er merkte, daß wir ihm Beifall gaben. Endlich ist wieder eine Versammlung, und der Redner Sch. beweist uns haarfcharf: „es ist kein Gott, keine Ewigkeit! kein Gericht! keine Hölle!“ Herr Pfarrer, wie das uns wohlgethan hat. Hurrah! Hurrah! klingt's einmal um das andere, und dabei wurden die Gläser geleert, daß die meisten Köpfe voll und toll waren, als der Redner schloß. So eine reichliche Collecte wie diesmal hatte er noch nicht gehabt, ich selbst gab Alles, was ich bei mir hatte; wir selbst waren gar zu froh, daß das Gericht abgeschafft war. Als die halbweg Nüchternen aufbrachen, nach Hause zu gehen, sagte der Redner zu mir: Br. J., ich gehe mit dir! —

Bist willkommen! war die Antwort. Die Redner hatten meist bei mir logirt, denn sie konnten es nirgends besser haben als bei mir.

Ich gehe also mit dem Redner. Etwas eine halbe Meile sind wir gegangen, da sage ich zu ihm: Hier ist ein Fußsteig, da ersparen wir uns gut eine Meile Wegs, aber es geht über viele Fenzen — kannst du Fenzen steigen? Ich kann! antwortet er. So schlage ich den Fußsteig ein und gehe voran. Bei der ersten Fenz bleibe ich stehen, zu sehen, ob er darüber kommt. Er kann's ganz gut: so gehe ich fort und sehe bei den andern Fenzen mich nicht mehr nach ihm um. Wir kommen an die letzte Fenz, dicht an meinem Wohnhause; ich steige über und gehe weiter. Plötzlich höre ich den Redner schreien: „Ach, mein Gott, mein Gott, ach Herr Jesu, erbarme dich meiner!“ Ich wende mich erschrocken um; der Redner liegt an der Fenz. Ich gehe zu ihm: was ist dir, was jammert du? — Ich habe das Bein gebrochen beim Uebersteigen; ach, mein Gott, erbarme dich mein! ist die Antwort. Alles Beruhigen und Zusprechen, selbst die gewonnene Ueberzeugung, daß das Bein nicht gebrochen, sondern nur verstaucht ist, hilft nichts. Wir kommen mit Mühe nach Hause. Er fährt in seinem Jammergeschrei fort; mein Gott, mein Gott! Herr Jesu, erbarme dich meiner! bis er vor Ermüdung einschläft. Herr Pfarrer, ich habe nicht geschlafen; was während der Nacht in mir vorgegangen, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Verdross mich gleich, daß der Maulmacher so jämmerlich schrie. Herr Pfarrer, wenn mein vierzehnjähriger Bub' so geschrien hätte, ich hätte ihn auf's Maul geschlagen; ich meine halt, das ist kein Mann, der ein wenig Schmerz nicht verbeißen kann. Und das hat mich verdrossen, aber was mir so zu Herzen ging, war das, daß der Kerl immer schrie: mein Gott und Herr Jesus, erbarme dich meiner! Ei, dachte ich, der hat uns haarlein bewiesen, es ist kein Gott, und jetzt, da ihm angst ist, ruft er unaufhörlich den lieben Gott an und sogar den Herrn Jesum, wie stimmt das zusammen? Das ist ein Maulmacher, ein Schuft! Und nun ging's immer weiter in meinen Gedanken, und ich schämte mich vor Gott und Menschen, daß ich mit der Sache mich eingelassen hatte; und am Morgen war's mir sonnenklar: man kann den lieben Gott nicht entbehren; und wie meine Alte das Frühstück brachte, sagte ich ganz herzlich und schämte mich doch: „Mutter bring' das Gebetbuch her, wir wollen den Morgenseggen wieder lesen, wie früher.“ Sie sah mich verwundert an, aber weil ich's ihr so ernsthaft wiederholte, daß sie sagte: „Vater, du machst ja ein Gesicht wie ein Pfarrer; du bist doch nicht krank?“ holte sie das Buch, und ich las den Morgenseggen, so gut es eben ging, denn ich habe dabei geweint, wie ein Kind. Und mit dem Frühstück ging es eben auch nicht, bis ich meiner Alten Alles erzählt hatte, was ich diese Nacht gedacht. Der Kerl, der Redner, war mir unausstehlich, und ich mußte mich recht zusammennehmen, höflich gegen ihn zu sein, so lange er der Pflege bedurfte. Er merkte es wohl, daß das Wetter sich geändert hatte, und so bald er wieder gehen konnte, brach er auf. Ich begleitete ihn bis an das Hofthor. Als er da mir die Hand reichte zum Abschied, sagte ich ihm aber: Nichts da, du Schuft, du Lump! Uns willst du weiß machen, es ist kein Gott, und wenn dir angst ist, ruffst du Gott an; mit dir will ich keine Gemeinschaft mehr haben. Dort geht der Weg, betrittst du noch einmal meinen Hof, so heze ich dich mit dem Hunde hinaus. Deine ganze Sache ist Humbug und Geldschneiderei; mich führt ihr nicht am Narrenseil! Damit warf ich das Thor zu und ließ ihn gehen. Von da

an ging ich wieder zur Kirche und das Evangelium hat sich an meinem Herzen erwiesen als eine Kraft Gottes selig zu machen alle, die daran glauben.“

Die Bibel in Italien.

In Nizza geht eines Tages ein Bibelcolporteur am Hafen auf und ab, als gerade ein Kohlen Schiff aus Rio Marina von der Insel Elba an der Hafenbrücke anlegt. Mit einer Bibel in der Hand tritt der Colporteur an den Capitän dieses Schiffes zu und bietet ihm das heilige Buch an mit den Worten: „Wollen Sie Gottes Wort?“ „Gottes Wort? Was ist das?“ fragte verwundert der Seemann. „Das Evangelium,“ war die Antwort. — „Das, welches der Priester in der Messe liest?“ — „Der Priester liest bloß ein ganz kleines Stück aus dem Evangelium und das in einer Sprache, die Sie wohl schwerlich verstehen. Hier aber haben Sie sämtliche Bücher des Evangeliums und zwar in Ihrer Mutter-Sprache. Capitän Cignoni kaufte das Buch, las es, fand es ganz köstlich und nahm es mit sich auf die Insel Elba. Das geschah im Jahr 1859, als Großherzog Leopold noch in Toscana war und auf der Insel Elba zu gebieten hatte, ein Fürst, der durchaus kein Freund der Bibel und ihrer Verbreitung war. Cignoni konnte deshalb nicht, wie er gern gethan hätte, seinen neugefundenen Schatz öffentlich anpreisen, sondern mußte sich darauf beschränken, im engsten Familienkreise von demselben zu erzählen. Es waren ihrer vier, die ins Geheimniß eingeweiht wurden, und einer davon, der wackere Quattrini, verbarg das Buch sorgfältig in einem Kästchen, das in die Wand eingelassen, und mit Backsteinen vermauert war. So oft das Buch gebraucht wurde, brach man die Steine heraus und setzte sie später wieder ein. Man fürchtete die Polizei, die damals eine sehr feine Nase hatte und der es ein Kleines gemessen wäre, eine Hausfuchung zu veranstalten, die Bibel zu confisciren und die Leser oder Besizer derselben gefangen zu setzen.

Nicht einmal die Frauen jener vorsichtigen Bibel-freunde wurden zu den geheimen Versammlungen zugelassen, in welchen man das Wort Gottes aus seinem Bestek holte und sich daraus erbaute, aus Furcht, dieselben möchten trotz aller Liebe zu ihren Männern sich nicht enthalten können, die Sache ihrem argwöhnischen Weichtwater mitzutheilen. Durch solches Geheimthun wurden aber die neugierigen Töchter Ewas erst recht begierig gemacht, so daß sie sich durch Horchen an der Thür und Schauen durchs Schlüsselloch für die Zurückhaltung ihrer Männer zu entschädigen suchten. Richtig, da saßen sie beisammen, lasen in einem großen Buch, legten dasselbe auf den Tisch, knieten nieder und beteten! „Also doch etwas Religiöses!“ sagten die Frauen zu einander, und weil für ihre Person jede von ihnen überzeugt war, daß der römisch-katholische Glaube der allein seligmachende sei, und auch ihre Männer bisher treue Anhänger der Kirche gewesen waren, so kamen sie auf die schauerliche Vermuthung, diese möchten irgendwo auf ihren Fahrten im Mittelländischen Meer mit einer falschen, vielleicht heidnischen Religion bekannt geworden sein und dieselbe angenommen haben. Das war ein schwerer Sorgenstein für die guten Weiber; und was thaten sie nun, um ihre Herzen zu erleichtern? Während ihre Männer miteinander in dem verdächtigen Buche lasen, versammelten sie sich in einem andern Zimmer und flehten zur gebenedeten Jungfrau (Maria) und allen Heiligen, sie möchten doch ihre Männer von ihren Irrthümern heilen und zum rechten Glauben

zurückbringen. So beteten beide Theile gleichzeitig für einander: die Männer, daß Gott ihre Frauen erleuchten möge, und diese, daß ihre Männer bei der allein seligmachenden Kirche erhalten werden möchten. Und siehe da, was geschieht. Die Männer wurden freilich nicht bei der (sogenannten römischen) allein seligmachenden Wahrheit erhalten, aber die Frauen wurden mit der Zeit auch erweckt, daß sie lernbegierige Schülerinnen des Evangeliums wurden.

Nicht lange hernach wurde Leopold II. entthront und auf der Insel Elba die Gewissensfreiheit verkündigt, so daß jene kleinen Bibelstunden nun frei und offen gehalten werden konnten. Es dauerte auch nicht lange, so kam ein Bote des Evangeliums auf die Insel und nach mancherlei Schwierigkeiten entstand in Rio Marina das erste evangelische Gotteshaus, nebst mehreren evangelischen Schulen. Ein anderes wurde in Portoferraia, dem Hauptort der Insel, errichtet, und auch dort schlossen sich Schulen daran. Ja, die Elbenser Gläubigen, die der Mehrzahl nach Seelente sind, haben das Evangelium nach Spanien und in andere katholische Gegenden des Mittelmeeres getragen. Und all die Frucht ist hervorgewachsen aus einer einzigen, im rechten Augenblick hergegebenen, mit Aufrichtigkeit gelese- nen Bibel. (Basler Miss. Mag.)

Gehorsam.

Eine Frau erzählte mir Folgendes: Kürzlich forderte ich meinen vierzehnjährigen Knaben auf, die Thür zuzumachen. Er antwortete: Ich mag nicht. Wie, Rudolf — rief ich — was ist das? sogleich machst du die Thüre zu! Als er sich noch weigerte, züchtigte ich ihn und forderte ihn aufs neue auf, das Befohlene zu thun. Er trotzte; ich strafte ihn wieder und es wurde mir angst und weh im Herzen. Sollte denn mein Kind über mich Meister werden? Indem ich innerlich zum Herrn um Hilfe seufzte, gab ich dem Knaben noch einmal Streiche. Jetzt lief er nach einer Puppe, ergriff sie und näherte sich damit der Thür und sagte: „Puppe soll mit den Händchen Thür zumachen.“ Mein, sagte ich, Rudolf muß selbst zumachen, — nahm ihm die Puppe und als er noch immer nicht wollte, nahm ich all meine Kraft zusammen und züchtigte ihn so scharf, als meine Erschöpfung es zuließ. Und nun? — Er schloß schnell die Thür, kam dann wie zerknirscht, aber auch erleichtert und Verzeihung und Liebe suchend auf mich zu: „Mama, soll ich dir auch etwas holen?“ Wie fühlte ich mich so getrübet und so dankbar!

Ist es nicht eine vielfache Erfahrung, daß die Kinder selbst es als eine Wohlthat empfinden, wenn man ihnen hilft, vom Bann ihres Eigensinns frei zu werden? Leider haben Tausende von Eltern keinen Begriff davon, was Gehorsam ist, daß es nämlich gilt, den verkehrten Willen, auch wo es uns und den Kindern wehethut, zu brechen, und daß vor allem Vater und Mutter dazu berufen sind, an Gottes Statt die Kinder zu solchem Gehorsam zu gewöhnen. Ist denn das die rechte Liebe, wenn du zu schwach bist auf dem zu beharren, was du von deinem Kinde verlangt hast, oder wenn du das, was du ihm versagtest oder untersagtest, dir hinten nach noch abtrogen und abschmeicheln lässest und machst sie dadurch zu verzogenen und unglücklichen Menschen? Heißt denn das gehorsam sein, wenn sie nur dann deinem Gebot oder Verbot sich fügen, wenn es mit ihren Ansichten und Wünschen übereinstimmt? oder wenn sie erst lange streiten und fragen: warum? und du mußt vorher Auskunft geben und dich rechtfertigen, statt daß

sie vertrauend und willig es ausrichten, weil es dein Wille ist? Wie heilsam und nöthig ist es für den Menschen, durch äußere Zucht so lange vom Bösen ab- und zum Rechten angehalten zu werden, bis er sich selbst beherrschend mit freiem Entschluß auf einen lieben Wunsch verzichten, oder eine schwere Pflicht erfüllen kann, weil es Gottes Wille ist! Ach, ein Grundübel unserer Tage, aus welchem unsäglich viel Streit und Empörung, Ausgelassenheit, Verwilderung, Jammer und Herzeleid entspringt, ist der Mangel an Zucht im Elternhause. Was hier im Elternhause versäumt wird, das müssen viele später in den schmerzlichsten Lebenserfahrungen büßen, nachholen und lernen. Viele aber lernen es nie — zu ihrem zeitlichen und ewigen Schaden. Darum ihr lieben Eltern, ziehet eure Kinder auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn.

(Hannov. Sonntagsbl.)

† Prof. Hugo Oscar Alexander Gebhardi †

war am 8. August 1848 zu Bellingen im Kreis Stendal, Prov. Sachsen in Preußen geboren. Sein Vater, der jetzt noch in Halle lebende Pastor emer. L. Gebhardi, sorgte für seine Ausbildung dadurch, daß er ihn zuerst das Gymnasium in Brandenburg und darauf die Universität Halle beziehen ließ.

Beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges trat Gebhardi in den Post-Dienst, da sein körperlicher Zustand ihm nicht erlaubte, seinem Vaterlande im Felde zu dienen. In dieser Stellung war er so lange thätig, bis die oft überhäuften Arbeiten seine Gesundheit schädigten und ihn zwingen, sich nach anderer Thätigkeit umzusehen.

Er entschloß sich darauf, nach Amerika auszuwandern. In New York angekommen wandte er sich an den damaligen Missionar Neumann, dem er empfohlen war. Der schickte ihn sofort nach Winona, Minnesota, da die dortige Lutherische Gemeinde einen Lehrer suchte. Gleich nach seiner Ankunft daselbst übernahm er unter Leitung des P. v. Mohr die Gemeinde-Schule und wurde nach dreimonatlicher Probezeit von der Gemeinde ordentlich berufen. Dort wirkte er in großem Segen 7½ Jahre lang. Stets zeigte er sich treu, pünktlich und opferwillig in seinem schweren Beruf als christlicher Erziehender der Jugend. Seine Stellung zu Gottes Wort und unserer Kirche war die eines aufrichtigen demüthigen Christen. Unter großer Anspruchslosigkeit in seiner äußeren Erscheinung und in seinem Auftreten barg er eine Fülle reichen inneren Lebens.

Schon vor 3 Jahren erkrankte er an einer Lungenfell-Entzündung, die sich auch im folgenden Frühjahr wieder einstellte. Doch konnte er nach kurzer Unterbrechung seinem Amte wieder vorstehen. Im Frühjahr 1880 jedoch trat dieselbe Krankheit so schwer auf, daß er 8 Tage lang dem Tode nahe war. Als Besserung eintrat, entschloß er sich wiewohl mit schwerem Herzen dem ihm so werthen Lehrer-Beruf zu entsagen. Doch allmählich erholte er sich wieder, und sobald er sich so weit erstarft fühlte, daß er glaubte, wieder einer Schule vorstehen zu können, zog es ihn wieder in das liebe Schulamt, und er meldete sich beim ehrw. Präses der Synode um eine Lehrerstelle. Ehe sein Gesuch berücksichtigt werden konnte, trat an den Verwaltungsrath unserer Anstalten die Nothwendigkeit der Neubesezung einer Professur an unserm Gymnasium in Watertown, und die Wahl fiel auf Herrn Gebhardi. Mit großer Freude leistete dieser dem Ruf Folge, und im September trat er

sein neues Amt an, dem er sich dann mit Geschick und großer Treue widmete.

Doch nur kurze Zeit sollte er nach Gottes wunderbarem Rath auf dem ihm zugewiesenen wichtigen Posten der Kirche dienen. Nachdem er etwa sechs Wochen in Watertown gewirkt hatte, brach das Brustleiden, welches seine Kräfte verzehrte, so stark aus, daß er keinen Unterricht mehr erteilen konnte. Und bald darauf, am 21. Oct. Morgens 9 Uhr entschlief er sanft und selig, völlig ergeben in Gottes Willen und sich der Gnade seines Heilandes und seiner Seligkeit fest getröstend.

Am 22. fand die Leichenfeier in der Aula des Gymnasiums statt. Schüler und Freunde hatten den Sarg schön geschmückt. Nachdem das Lied: „Christus der ist mein Leben“ unter Begleitung des Posaunen-Chors gesungen war, hielt Herr P. Brockmann die Predigt welcher Chorgesänge und eine kurze Rede des Herrn P. v. Mohr folgte. Unter den Klängen eines Trauermarsches trugen sechs Studenten den Sarg zum Leichenwagen. Professoren und Schüler folgten demselben in langem Zuge zum Bahnhof, da Herr P. v. Mohr den entschlafenen Freund nach Winona mitzunehmen wünschte. Herr P. Brockmann und Prof. L. Snyder begleiteten ihn.

In Winona fand die Begräbnißfeier am Sonntag Nachmittag statt. Trotz des anhaltenden Regens hatte sich eine so große Zahl Freunde eingefunden, daß die Kirche überfüllt war. Herr P. Brockmann und Prof. Snyder predigten. P. v. Mohr leitete die Feier am Grabe.

Möge Gott, der Herr und König seiner Kirche, was er durch diesen seinen treuen Diener auf Erden gewirkt hat, erhalten und segnen, ja auch sein Gedächtniß im Segen bleiben lassen!

Leid und Freud.

Erzählung aus der letzten Pestzeit Graubündens,
1629 — 1632.

(Fortsetzung.)

IX.

Während sich Conradin an Speise und Trank erquickte, vernahm er aus einem unterhalb des Heustalls stehenden Häuschen die laut scheltende Stimme eines Mannes. Leiser in flehendem Tone antwortete eine weibliche Stimme. Conradin stieg herab und blickte durch eine Ritze im Fensterladen in die von einem brennenden Kienpan matt erhellte Stube.

Auf einem Bette lag eine offenbar sehr alte, kranke Frau. Ihr schneeweißes Haupthaar hing in Strängen um ihre mageren, blassen Wangen; die Arme lagen schlaff auf der Bettdecke. Die großen dunkeln Augen waren auf einen schlank gewachsenen Mann geheftet, welcher weite Hosen, ein rothes Wams und weite, ziemlich hohe Reiterstiefel trug und mitten im Zimmer stand.

Wer die Kranke war, hat der Leser wohl bereits errathen; es war die alte Mona, die nun ebenfalls von der Pest befallen war, aber den ziemlich leichten Anfall schon beinahe überwunden hatte.

„Weigere dich nicht länger, mir deinen Manton auszuliefern, und zwinge mich nicht Gewalt zu brauchen,“ sprach jetzt der Soldat, indem er zugleich näher an das Bett der Alten trat.

„Ach,“ winnerte diese, „habt Erbarmen mit einer gebrechlichen Greisin und nehmt ihr nicht, was ihr

zum dürftigen Unterhalt für den Rest ihrer Tage dienen soll.“

„Den Schlüssel heraus!“ schrie der Angeredete, ohne auf die Bitten Monas einzugehen, und als er zugleich Hand an das Messer legte, das in der Scheide am Gürtel hing, warf ihm Mona das Schlüsselbund, das sie rasch unter ihrem Kopfsissen hervorgezogen hatte, klirrend vor die Füße. Conradin sah, wie der Räuber die Schlüssel aufhob und eine große Ritze, die dem Fenster gegenüber stand, aufschloß. Wahrscheinlich hatte der Mensch die Alte von eben dem Fenster aus, vor welchem Conradin jetzt stand, beobachtet und gesehen, wo sie ihr Geld aufbewahrte; denn er that ohne lange zu suchen, einen sicheren Griff in die Truhe, und seine Hand kehrte im nächsten Augenblick mit einem gefüllten Beutel zurück. In demselben Augenblick aber fuhr blitzschnell etwas Schwarzes aus der Ritze heraus und dem Dieb ins Gesicht. Mit einem Fluch sprang dieser auf, schleuderte den Kater der Mona, der aus Unachtsamkeit in die Ritze eingeschlossen worden war und sich jetzt an Gesicht und Schultern des frechen Eindringlings festkrallte, wüthend und erschreckt von sich und stürzte auf die Thüre los. Er hatte aber nur einen Schritt ins Freie gethan, da erhielt er aus der Dunkelheit einen furchtbaren Faustschlag ins Gesicht, und zugleich wurde der Beutel, den er soeben geraubt hatte, seiner Hand entwischt. Das alles geschah ohne daß ein Wort geredet worden wäre, und der Räuber, der jedenfalls jetzt selbst zu erfahren glaubte, was manche von der alten wunderlichen Mona sagten, daß sie mit dem Bösen im Bunde stehe, floh wie von einer Furie gejagt, in die Nacht hinein. Conradin hingegen, denn dieser war es gewesen, der im rechten Zeitpunkt eingegriffen hatte, war, ehe der Enteilende daran denken konnte, sich umzusehen, durch die noch offene Thüre eingetreten und dieselbe ins Schloß gedrückt. Mona hatte sich im Bette aufgesetzt und schaute den neuen Ankömmling verwundert an, der jetzt mit dem Geldbeutel in der Hand auf das Bett zutrat, um ihn der Eigenthümerin zu überreichen. Ein lauter Schrei aus dem Munde der Alten, die ihn mit großen und immer größer werdenden Augen austarnte brachte ihn jedoch zum plötzlichen Stillstand.

„Conradin!“ rief jetzt Mona und streckte beide Arme aus, „mein guter verlorener Curdin, kommst als Helfer in der Noth zu deiner alten Großmutter, die dich so lange vergebens gesucht!“

Nachdem Conradin, der sich hier so unvermerkt bei seinem Namen gerufen hörte, sich von der ersten Ueberraschung erholt hatte, fragte er in freundlichem Ton: „Wer seid Ihr, gute Alte, und woher kennt Ihr mich?“

„Wie sollt ich dich nicht kennen, mein Entelkind, ich, deine Großmutter, die so viel Thränen um dich geweint. Geseget sei diese Stunde und Dank dem Vater droben, der sie mich hat erleben lassen. Setze dich dorthin an die Wand, denn ich habe einen leichten Anfall der Pest gehabt. Höre, was ich dir erzähle und dann laß mich hören, was du zu erzählen hast.“

Conrad leistete der Aufforderung Folge und nahm auf einem Stuhl dicht neben dem Fenster Platz, durch das er kurz vorher die Vorgänge in dem Stübchen beobachtet hatte. Aufrecht im Bette sitzend erzählte Mona dem Jüngling von seinem Vater, der ein Kriegsoberster in spanischen Diensten gewesen sei, von seiner Mutter, die eine liebe, freundliche Dame gewesen sei, die sich auch der geringen Schwiegermutter nicht geschämt habe, von den langen Jahren bitteren Leides, seit

ihr der kleine Curdin von den Zigeunern entführt worden war, und wie sie ihn in Spanien, in Frankreich und in Welschland hin und her ziehend vergebens gesucht habe.

Es hatte mittlerweile angefangen zu regnen, und auf dem Dach der Hütte rauschten und an die Fensterscheiben klatschten die Regentropfen. Vor diesem Geräusch hörten die in der Hütte nicht, daß draußen vorsichtige Schritte sich näherten. Der räuberische Soldat hatte, nachdem er eine Strecke gelaufen war, inne gehalten und überlegt, was eigentlich geschehen sei. Die Geschichte kam dem abergläubischen Menschen nicht geneher vor; und doch wirrte es ihn, daß er den schweren Beutel mit den Goldsüßchen nicht davongebracht hatte. Es ließ ihm keine Ruhe, er mußte noch einmal zurück zur Hütte. Leise schlich er an das Fenster, von welchem aus man, wie er wußte, die Stube übersehen konnte. Er lugte hinein. In dem wechselnden Licht der Kienflamme sah er, wie die alte Frau, die Augen auf das Fenster zu gerichtet, während sie vorher mit ihm französisch gesprochen hatte, ihm unverständliche Worte redete; denn die deutsche Sprache, in der sie erzählte, verstand er nicht, und den Jüngling, der neben dem Fenster saß und schweigend zuhörte, konnte er nicht sehen. Vielmehr war er überzeugt, daß die Alte wirklich eine Hexe sei, die ihn vor dem Fenster mit ihren Künsten entdeckt habe und ihn nun anrede. Entsetzt eilte er davon. Bläß und vom Frost geschüttelt langte er im Wirthshaus an der Brücke an, wo auch der Würgengel Herberge genommen hatte, und am nächsten Tag starb er an der Pest, die ihn wie er immer wieder behauptete, das Weib in der Hütte an den Hals gewünscht habe.

Als Mona mit ihrer Erzählung zu Ende war, berichtete auch Conradin von dem, das er erlebt hatte. Dann folgte er der Weisung der Großmutter und legte sich oben in der Kammer unter dem Dach zur Ruhe.

Als er am folgenden Morgen nicht herabkam, ward Mona von der Furcht ergriffen, er möchte erkrankt sein. Und so war es auch. Hatte er den Keim der Pest unterwegs in sich aufgenommen oder in der Stube der Großmutter, genug, als Mona trotz ihrer großen Schwäche sich erhob und hinaufging, erkannte sie sofort an ihm die Symptome der furchtbaren Krankheit.

Einen Moment war sie wie niedergeschmettert. „Großer Gott!“ rief sie, die Hände ringend, „kaum daß ich den Langgesuchten gefunden, soll ich ihn wieder verlieren!“

Aber ihre willensstarke Seele ward nicht geknickt; sofort rüstete sie Alles zur Pflege des Enkels und bereitete Arzneien und Umschläge.

Gegen Mittag traten Wilhelm Garbald und seine Brant ins Haus. Auch Wilhelm war kürzlich von der Pest befallen worden und Dank der Pflege Mona's genesen. Sie brachten Lebensmittel und Wein, nachdem sie gestern erfahren, daß auch sie einen Anfall der Seuche gehabt. Wilhelm bot seine Hilfe bei der Pflege an, aber Mona lehnte dankend ab. An den Speisen und dem guten alten Wein stärkte sie sich gern.

Mit Freuden gewahrte Mona, daß die Mittel, die sie in Anwendung brachte, sich wirksam erwiesen. Nach Verlauf einiger Stunden traten Schweißperlen auf Stirne und Händen hervor, und bald flossen sie so reichlich, daß an der glücklichen Krise kaum mehr zu zweifeln war. Auch verlor sich der unauslöschliche Durst, der unnatürliche Glanz der Augen milderte sich, ruhiger ging der Athem. Schon gegen Morgen kehrte das Bewußtsein völlig und bleibend zurück.

X.

Die grause Fracht, welche Clas Föri heute nach Klosters führte, war seine letzte. Die Peitsche schwingend, saß er hoch aufgerichtet auf dem Brett, das ihm als Sitz diente, und sang ein lustiges Lied, während die Todten, geschüttelt und hin und her geworfen durch die Stöße, die der Karren auf dem steinigten Wege erhielt, wieder Leben bekommen zu haben schienen.

„Ha!“ rief er jetzt frohlockend, „habe Alle, so jetzt dort draußen liegen, in den Sarg oder auf den Karren gelupft und in der ersten Zeit auch gewaschen und angekleidet, und bin dennoch heil und gesund geblieben! Die Pest mag mich nicht! Und heut fahr ich die Letzten hinaus, die in Mombiel noch am Leben, denn auch der Christen Heldstab wird ein todtter Mann sein, ehe die Welt um einen Tag älter ist. Dann heirath ich meine Schwester und ganz Mombiel ist mein! Suchhe!“

Der Jubelruf den er laut erschallen ließ, hallte an den Felsen wieder, erschreckte aber den Schimmel. Unwillig den Kopf schüttelnd, warf er sich in einen tollen Galopp, stürmte den steilen Abhang hinab und überschlug sich. Der Karren mit seiner schrecklichen Last stürzte um und entleerte sich auf die Straße; Clas Föri ward mit solcher Gewalt an einen Felsblock geschleudert, daß der Kopf zerschmettert wurde.

Eine Frau in Neuja, die von der Brücke aus den Vorgang mit angesehen, brachte den Bericht dem regierenden Landammann, der in Neuja wohnte. Durch die Zusage eines ansehnlichen Lohnes bewog dieser einen armen Hintersassen, der die Pest gehabt hatte, den nothdürftig mit Seilen geflickten Karren wieder zu beladen und nach Klosters zu führen. Er lud auch den Clas, dessen Tod außer Zweifel stand, auf, und warf ihn mit den Andern in die Grube, die er selbst noch gegraben.

Christen Heldstab aber, auf dessen Tod Clas so sicher gerechnet, weil derselbe seinen todtfranken Bruder gepflegt, blieb, der Einzige seines Geschlechts, verschont und ward der Stammvater seiner noch jetzt in Klosters und Mombiel blühenden Familie.

XI.

Conradin war nach seiner Genesung zu seinem neuen Herrn, dem Oberst zurückgekehrt. Den Plan, in Kriegsdienste zu treten, hatte er fürs erste aufgegeben; sein Sinn stand jetzt nach Mailand, wo seine Eltern wohnen sollten, und als er dem Oberst seinen Wunsch eröffnete, machte derselbe auch keine Einwendungen. Eine Sendung aber sollte Conradin noch übernehmen; er sollte nach Chur reisen, wo auch die Pest seit einiger Zeit eingezogen war, und sich nach dem Befinden der Familie von Menhardt erkundigen, deren Haupt, der Oberstzunftmeister, ein Bruder des Obersten war. Der Jüngling war gerne bereit, dem Mann, der sich seiner so freundlich angenommen, diesen Dienst zu leisten, und mit reichlichem Zehrgeld versehen machte er sich auf den Weg gen Chur.

Schon ehe er die Stadt erreichte, hatte er vernommen, daß in allen Herbergen daselbst die Pest aufs schrecklichste wüthe, zugleich aber, daß draußen eine Strecke vor der Stadt Valtin Gerster, ein redlicher Mann, eine Herberge eingerichtet habe, die dermalen noch gesund sei, weil der Wirth bei Aufnahme der Gäste mit äußerster Vorsicht zu Werke gehe. Gerade auf dieses Haus traf unser Bote; es lag in der Mitte eines großen Baumgartens am Waldesfaum. Zwei große Hunde stürzten mit lautem Gebell auf den Reisenden zu, als er sich dem stattlichen Hause näherte, und hinter ihnen erschien ein kleiner, festgebauter Mann mit

klugem Gesicht und blieb mit einer abwehrenden Handbewegung in einiger Entfernung von ihm stehen.

„Ihr wollt bei mir Herberge nehmen? Wohl. Woher des Weges, Herr?“

Conradin gab Bericht, wer er sei und woher er komme.

„Ihr seid,“ sprach der Wirth, „durch viel ungesunde Dörter kommen, habt da und dort niedersitzen und schlafen müssen, wo die Krankheit herrscht; will Euch zwar aufnehmen aber in meinem Sonderhäuslein, wo Ihr zehn Tage verbleiben müßet. Doch sollt Ihr mir versprechen, daß Ihr in diesen zehn Tagen keinen Versuch machen wollet, in das Herbergshaus einzutreten. In freier Luft dürft Ihr Euch ergehen nach Eurem Belieben, doch mit Niemand Handschlag tauschen, Niemand anrühren, neben Niemand, auch in der Sonderstube nicht, niedersitzen oder liegen, denn auch der Athem Dorer, so die Krankheit, ihnen selbst noch unbewußt, in sich tragen, ist von tödtlicher Kraft.“

Conradin gehorchte, worauf Gerster ihn in das Quarantänehäuschen führte, es befand sich da ein großes Gemach mit vier Betten, einigen Tischen und Bänken. Conradin selbst mußte sein Felleisen hineintragen. Nach einer Weile erschien Gerster wieder und stellte in zimmernen Gefäßen Speisen und Wein auf einen der Tische; in einiger Entfernung von seinem Gaste stehend, gab er Bescheid auf die Fragen, welche dieser, nachdem er seinen Hunger gestillt, an ihn richtete: ob noch mehr Reisende in der Herberge und dem Sonderhäuschen, ob die Seuche in der Stadt und auf dem Lande noch stark im Schwange, ob sie ab- oder zunehme u. s. w.

„Heute seid Ihr der einzige Gast, nachdem gestern etliche Zürcher Herren, so in Mailand gewesen und allhier in diesem Stüblein genächtigt, weiter zogen sind. Die Herberge ist fast immer leer, weil schier Niemand länger denn etliche Tage hier verweilen mag; ist mir auch lieb, dieweil ich selber mit Weib und Kind' darin haufe. Ob die grausame Pestilenz im Ab- oder Zunehmen, möget Ihr selbst urtheilen, wann Ihr vernehmet, daß in der letzten Woche allbereit siebzig Menschen Todes verblieben und daß heut als am Freitag die Zahl der Todten schon an die Achtzig geht! Es ist nicht auszusprechen, mit welchem Rasen der Würgengel einherfähret! Schon seit vierzehn Tagen vermag man die Todten nicht mehr in Särgen zu bestatten, alldieweil der Schreiner nur noch Wenige am Leben und es auf dem Friedhof des Raumes gänzlich gebricht. Zur Nachtzeit kommen die Todtengräber, deren der Rath um hohen Lohn sechs bestellt hat, sammeln die Gestorbenen in den Häusern und fahren sie ins Todtengut hinein, allwo sie in Gruben gelegt und mit Kalk zugedeckt werden. Da muß der Junfer so gut als des Abdeckers Büblein, und der Rathherr nicht weniger als der ärmste Hintersaß Platz nehmen, und sind der Vornehmen, Rath's- und Gerichtsherrn und Frauen schon eine ziemliche Zahl all dort gebettet worden.“

Conradin schauderte. „Lebt noch,“ fragte er, „der Herr Oberstzunftmeister von Menhardt und seine Familie!“

„Ob Frau und Kinder noch am Leben, ist mir unbewußt, sintemalen, was gestern noch gesund einhergegangen, in diesen Zeitläuften heut leicht als ein Todtes oder Krankes vermutet werden mag. Aber den Herrn Oberstzunftmeister selbst haben sie schon vor mehr denn drei Wochen auf den Friedhof gelegt.“

„Und wie sieht es sonst in der Stadt aus?“ fragte der Junfer weiter.

„Ja, wie sieht es aus?“ entgegnete der Wirth,

„über die Mägen trüblich und schrecklich sieht es aus. Zu der leidigen Krankheit hat sich noch mancherlei Unheil, besonders Raub und Diebstahl gesellt. So ist seit etwas Zeit bemerkt worden, daß in etlichen Häusern von Reichen und Vornehmen, aus denen die Insassen hinweggestorben oder geflohen sind, wenn etwa ein Erbe sich um die Succession gemeldet und ungeachtet der Lebensgefahr wegen der Contagion in ein solch' Haus begeben, von Geld und Kostbarkeiten gar nichts mehr vorgefunden hat. Da ist zum Beispiel letzten Dienstag der alte Stadtvogt Neydt gestorben. Tags darauf kommt sein Nepot Walter, der in der obern Gasse das schöne neue Haus hat, und will nach der Succession schauen, die an Geld und Silberzeug gar ansehnlich hätte ausfallen sollen. Hat aber in allen Truhen und Kästen, wie eifrig er überall, selbst im Keller und auf den Estrichen nachforschte, nicht das Mindeste gefunden, und erwies es sich, daß eine große Spinde, darinnen der Stadtvogt sein Geld und Pretiosen aufbewahrt, gesprengt und fremdes Volk drüber gekommen war. Also hat er beim Amtstadvogt Anzeige gemacht, der ihm gesagt, er sei nicht der Erste, der also geschädigt worden, maßen am Tag zuvor noch etliche andere Bürger Klage fürbracht wegen Verabingung von Häusern. Den Schelmen aber ist man noch nicht auf die Spur kommen.“

(Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Nachrichten.

Am 20. October und den darauffolgenden Tagen hielt das General Council seine Versammlung zu Rochester, N. Y. Bei derselben waren durch Delegationen vertreten: die Synode von Pennsylvania, das New Yorker Ministerium, die Pittsburg Synode, die englische Districtsynode von Ohio, die Michigan-Synode, die schwedische Augustana-Synode, die Canada-Synode, die Indiana-Synode, die deutsche Iowa-Synode, und die norwegische Augustana-Synode. Nachdem am Donnerstag Vormittag ein öffentlicher Gottesdienst mit Abendmahlsfeier abgehalten war, begannen am Nachmittag die Verhandlungen. Bei der Beamtenwahl wurden Prof. Dr. A. Späth zum Präses, die Pastoren E. Belfour, Dr. Moldehnke, J. W. Weiskotten, Dr. B. M. Schmucker und Carlson zu Secretären und Herr W. A. Staake zum Schatzmeister erwählt. In einer Abendsitzung wurde beschlossen, den Aschermittwoch als jährlichen Bußtag zu feiern. Auf Dr. Passavant's Vorschlag wurde ferner beschlossen, daß eine Comitee von 5 Gliedern eine Denkschrift an die Beamten der nördlichen Pacific-Bahn senden sollten, um längs der Bahn Baupläge für luth. Kirchen, Schulen und Pfarrhäuser als Geschenk zu erlangen, wo Schweden und Deutsche sich im Nordwesten ansiedeln wollen.

Die Sache der einheimischen Mission, welche als brennende Frage erklärt worden war, kam am zweiten und dritten Tag zur Verhandlung, doch war nach den letzten uns zugegangenen Nachrichten noch kein Endergebnis erzielt.

Ueber die Heidenmission legte Dr. Schmucker einen ausführlichen Bericht vor. Aus demselben erhellt, daß die Missionare des Council seit 1869, dem Jahr, da die genannte Körperschaft diese Mission übernahm, 536 Personen getauft haben. Volksschulen bestehen 12, davon eine in Rajahmundry, welche von 73 Kindern besucht wird. In dieser Stadt, welche über 20,000 Einwohner zählt, sind auch zwei andre höhere Schulen gegründet worden, eine für Knaben

und eine andere für Mädchen. Diese werden von Kindern der höheren Kasten besucht. Außer diesen bestehen auch zwei Sonntagsschulen, von denen die eine in der Telugu-, die andere in der englischen Sprache gehalten wird. Die Missionare Schmidt und Artmann wohnen in Rajahmundry, letzterer hat die Uebersicht über die Schulen. Missionar Carlsson ist nach Masulipotam, an der Mündung des Godavery Flusses gelegen, gezogen. Missionar Paulsen wird nach seiner Rückkehr im Januar an einem Ort im Godavery Delta, welcher zwischen beiden Städten gelegen ist, wohnen. Es befinden sich nur Eingeborene daselbst. Die eingeborenen Missionare Joseph und Paulus haben ihr Werk in den Dörfern des Godavery Delta. Eine Uebersetzung des englischen Kirchenbuchs in die Landessprache ist nun fertig geworden und auf Kosten des verstorbenen Dr. Gassenhainer von New York gedruckt worden. Dasselbe enthält nicht nur die Lieder, sondern auch die Gottesdienstordnung. Die Missionare beklagen sich bitter über die unberufene Einmischung baptistischer Missionare. An etlichen Orten haben sie die getauften Christen betreffs ihrer Taufe irre zu machen versucht und auch wirklich etliche überredet, ihre Taufe sei ungültig, da sie nicht untergetaucht worden wären. Für's kommende Jahr wird die Mission \$8550 nöthig haben.

Ueber das Herbstfest in der „Wartburg Heimath für Altersschwache“ in East New York am 7. October bringt der „Zeuge der Wahrheit“ einen Bericht, aus welchem wir folgendes mittheilen.

Die Feier begann mit Absingung von den 2 ersten Versen aus dem Lied: Himmelan geht unsere Bahn. Darauf sprach Pastor Siefer ein Gebet und hielt auch die Festrede, wie er dazu vom Verwaltungsrathe erwählt war. Sein Text und sein Thema war das Wort unsers Herrn: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“ Es waren drei Hauptgedanken, über die sich der Redner in seiner gewohnten warmen und klaren Weise verbreitete: 1. Dies Heim hier soll unseren Alten eine tägliche Mahnung sein, daß ihnen die ewige Heimath gehört. Es ist Gottes Gnade allein, die den Alten hier diesen letzten Ruhepunkt bereitet hat — wir waren bloß die Werkzeuge in seiner Hand. Dies irdische Heim aber lehrt, daß wir hier nicht bleiben können. Gottes Wege sind nun zweifach. Er läßt vom Großen auf das Kleine und umgekehrt vom Vergänglichem auf das Unvergängliche schließen. Heißt es doch in der Schrift: Es fällt kein Sperling vom Dach ohne Eures Vaters Willen — wieviel mehr hat er mit uns vor! Ach, fürchtet euch nicht, ihr Alten, es ist noch eine Ruhe vorhanden, und in meines Vaters Hause sind noch viele Wohnungen. 2. Dies Heim hier soll unseren Alten ein Unterpfand sein, daß es nicht damit sein Bewenden hat, sondern daß wir in die ewige Heimath einziehen werden. Was würde es unseren Alten nützen, wenn sie hier auch ein irdisches Heim gefunden hätten, und müßten sie sagen: dann aber hörts auf? Gott lügt nicht. Er hat um unserwillen sein Liebste geopfert — und rufst nun: Kommt her alle, die ihr müde und beladen seid, ich will euch erquicken. Sollten Zweifel kommen, und auch das Alter bleibt davon nicht verschont, denn Satan sucht Tag und Nacht, welchen er verschlingen kann, dann seid gewiß: Mein Gott hat mehr mit mir vor, als daß er dies Leben gegeben, und hat darum seinen lieben Sohn für mich dahingegeben. 3. Dies Heim hier soll eine tägliche Reizung für uns sein, mit immer größerer Lust an die himmlische Hei-

math zu denken. Wo Menschen wohnen, ist die Sünde. Auch hier bei Euch, ihr Alten, herrscht sie noch. Bald hörts auf, bald verlassen wir dies Heim. Es ist unsere letzte Station, dann sind wir am Ziele. So ist es eine tägliche Reizung. Aber diese Reizung gilt nicht bloß den Alten, es gilt Gott Lob! jedes Wort auch uns. Wohl uns, wenn wir im Glauben so stehen, dann trachten wir Alle, Alt und Jung, nach der ewigen Heimath.“ Und damit schloß der Festredner, und wir sangen zum Schluß aus dem Liede: „Wo findet die Seele die Heimath die Ruh“ mehrere Verse. — Darauf wurde das Protokoll der letzten Versammlung verlesen, eine unbedeutende Statutenänderung vorgenommen und vom Secretär mitgeteilt, daß augenblicklich in der Anstalt 8 Männer und 15 Frauen wären, und daß man mit großer Erwartung der Eröffnung des andern Hauses behufs weiterer Aufnahme von Altersschwachen entgegen sehe, da so viele Applicationen von allen Seiten gemacht wären. Mit einem gemeinschaftlich gebeteten Vaterunser schloß der officielle Theil des Festes.

Die bei dieser Gelegenheit gesammelte Collecte belief sich auf gegen \$100, denen eine Freundin der Anstalt noch ein Geschenk von \$100 hinzufügte.

G.

Im Pariser „Témoignage“ lesen wir, daß der „Elsäß-Lothringische Evangelisations-Verein“ immer noch aus seinen Mitteln eine Anzahl Posten in Frankreich, wie in Bar-le-Duc, Nancy, Belfort, Remiremont u. s. w., unterhält. In Nancy ist der Verein behilflich gewesen zur Errichtung einer deutschen Pfarrstelle, die infolge der Uebersiedlung elsässischer Auswanderer durchaus nothwendig geworden war. Aus demselben Grunde hat sich die Gesellschaft genöthigt gesehen, in Belfort dem Pastor einen Gehilfen zu geben mit der Aufgabe, die zahlreichen Zerstreuten aufzusuchen. In Lons-le-Saulnier, Morez, Arbois, Dole, Gray u. a. D. sollen neue Posten errichtet werden, während auch im Elsäß der Verein sein Werk treibt.

Dasselbe Blatt berichtet, daß bei dem letzten Jahresfest des Christonamissionshauses bei Basel zehn Böglinge ordinirt worden sind. Von diesen gehen zwei nach Oregon, um unter deutschen Ausgewanderten als Pastoren zu wirken; einer geht als Pastor nach Texas; ein anderer wird Reiseprediger im Großherzogthum Baden, noch ein anderer Colporteur im Tyrol.

G.

Am 19. September wurde zu Berlin durch Pastor de la Roi der 35jährige jüdische Kaufmann Elias Cohn getauft. Die Taufhandlung hatte eine zahlreiche und ziemlich bunt gemischte Versammlung angezogen, darunter auch nicht wenige Juden, die sich in einer solchen Weise aufführten, daß man sich genöthigt fand, eine Anzahl Polizeidiener an Ort und Stelle zu schaffen, um etwaigen Handgreiflichkeiten zuvorzukommen oder ein schnelles Ende zu machen. „Le Témoignage“ fügt seinem Bericht über dies Ereigniß die Mittheilung hinzu, daß eine merkliche Abnahme der Zahl jüdischer Katechumenen eingetreten sei, andererseits auch der Eifer im Werk der Judenmission seitens der Christen in Deutschland in bedauerlicher Weise nachlasse, so daß die verschiedenen Comiteen, welche dafür da sind, nicht mehr die nöthigen Geldsummen aufbringen und die Klassen fast durch die Bank ein Deficit aufweisen. Diese traurige Folge der jüdenfeindlichen Bewegung ist gewiß tief zu beklagen.

G.

In Rom ist ein Graf Heinrich von Compello, Canonicus an der St. Peters-Kirche, öffentlich von der römischen Kirche aus- und zur Methodistenkirche übergetreten, nachdem er, wie er in einem Schreiben an den Präfecten seines Kapitels, den Cardinal Borromeo, erklärt, von der Hoffnungslosigkeit des Zustandes der römischen Curie überzeugt worden war. Nun kommt freilich das vaticanische Blatt *Observatore Romano* mit der Behauptung, Graf Compello habe noch am Morgen des Tages, an dem er seinen Uebertritt vollzog, seinem geistlichen Vorgesetzten seine Treue gegen die römische Kirche versichert und die Beschuldigung des beabsichtigten Uebertritts für Verleumdung erklärt; übrigens habe sich der Graf durch unverbesserliche Sittenlosigkeit für das geistliche Amt unmöglich gemacht. Ob an dieser Behauptung etwas Wahres ist, läßt sich nun schwer feststellen; doch nehmen wir uns auf Grund der bekannten papistischen Begriffe von der Wahrheit die Freiheit, den Grafen Compello vorläufig für einen ehrlichen Mann zu halten. Doch müssen wir andererseits dies sagen, daß uns die nähere Begründung seines Schrittes, wie er sie in dem erwähnten Brief anstellt, nicht gefallen kann. Wer bei der Rechtfertigung seines Austritts aus dem überaus greulichen römischen Papstthum als von ihm erkannte unerträgliche Schäden nur das unverjählich feindselige Verhalten der römischen Curie dem Staat gegenüber und den erzwungenen Eölibat der Priester namhaft macht und von dem Grel des Mesopfers, der schrecklichen Verachtung des Verdienstes Christi, der abgöttischen Verehrung der Maria und anderer Heiligen und den gotteslästerlichen Ansprüchen des Papstes schweigen kann, der hat seiner christlichen Erkenntnis ein recht dürftiges Zeugniß ausgestellt und seinen Auszug aus dem römischen Babel schwach begründet. G.

Ein junger japanesischer Soldat, der vor Kurzem ins Gefängniß geworfen worden war, weil er sich geweigert hatte, bei einem Begräbniß an den heidnischen Ceremonien sich zu betheiligen, indem er erklärte, er könne als Christ solche Dinge nicht mitmachen, ist auf Befehl der japanesischen Regierung in Freiheit gesetzt worden. Die „*Rev. Crist.*“ meint, die Regierungen von Spanien und Frankreich sollten sich jene heidnische Regierung zum Vorbild nehmen. Ist doch erst kürzlich eine Petition mit Unterschriften französischer Bürger an die französischen Kammern gestellt worden, worin die Kammern ehrerbietigst ersucht werden, ohne weiteren Verzug ein Gesetz abzuthun, nach welchem Soldaten unter Waffen, auf dem Marsch oder auf Posten sich auf das rechte Knie niederlassen, das Haupt neigen und die rechte Hand an den Helm führen müssen. Ja daß mit diesem Gesetz auch Ernst gemacht wird, beweist folgende Mittheilung der Leipziger ev.-luth. Kirchenzeitung vom 8. Juli. „Vor Kurzem wurden in Frankreich in zahlreichen Städten die Truppen zur Profession am papistischen Frohnleichnamsfeste commandirt. In Laon hat sich dabei folgender höchst charakteristischer, von verschiedenen Blättern berichteter Fall zugetragen. Im 45. Infanterieregiment, das zur Zeit in dieser Stadt liegt, befindet sich ein protestantischer Korporal, Namens Taquet, der treu an seiner Kirche hält. Als derselbe am Fronleichnamsfeste commandirt wurde, der Profession beizuwohnen, bemerkte er respektvoll seinem Vorgesetzten, daß er als Protestant um Dispens bitte; allein seine Bitte fand kein Gehör. Taquet wagte nicht mehr zu reklamiren und nahm gehorsam an den Uebungen Theil, die im Hofe der Kaserne gemacht wurden, um den Soldaten die Kniebeugung richtig zu lehren.

Ebenso gehorsam ging er auch mit in das Münster, wo die Profession abgehalten werden sollte. Doch als bei der ersten Einsegnung der Hostie der Befehl zur Kniebeugung gegeben wurde, folgte Taquet seinem protestantischen Gewissen und blieb stehen. Als man ihm darüber eine Bemerkung machte, antwortete er höflich: „Ich bin Protestant, ich kniee nicht nieder, weil mein Bekenntniß mir dies ausdrücklich verbietet.“ Da er auch ein zweites Mal nicht niederkniete, wurde die Sache dem Kommandanten berichtet, welcher sich bewegen fühlte, über den Korporal eine Strafe zu verhängen, die im Tagesbericht folgendermaßen verzeichnet stand: „Taquet, Korporal, erhält vier Tage Arrest auf Befehl des Kapitäns, welcher die Eskorte beim Fronleichnamsfest commandirt, weil derselbe dem Befehl niederknien unter dem Vorwand, daß das gegen sein Gewissen gehe, nicht nachgekommen ist.“ G.

In unserer vorigen Nummer haben wir die schrecklichen Auslagen mitgetheilt, die der Vertheidiger des Dr. Thomas, Prof. Vierbauer, bei dem bewussten Kirchenproceß in Chicago in Betreff der Lehrstellung hervorragender methodistischer Kirchenlehrer gemacht hat. Angesichts solcher Ausschüsse nimmt es sich nun wunderlich aus, wenn methodistische Prediger an anderen Gemeinschaften Laxheit in der Lehre rügen um die Leute zu bewegen, sich dem Methodismus zuzuwenden, besonders wenn dies in der Weise geschieht, wie es ein gewisser Baret, der als Methodisten-Missionar in Württemberg wirkte, gemacht hat. Dieser erklärte nämlich auf einem Feste in London, daß er einer Synode beigeohnt habe, bei welcher unter 26 Predigern 22 die Gottheit Christi geläugnet hätten. Auf einer andern Synode seien aus 73 Pfarrern 70 erklärte Rationalisten gewesen. Auch habe er einen württembergischen Geistlichen sagen hören: es sei nicht nöthig, jetzt noch zur Bekehrung aufzufordern, da ja die Kinder durch die Taufe zu Gottes Kindern gemacht worden seien und mit der Confirmation alles als abgeschlossen anzusehen sei. Das Stuttgarter ev. Sonntagsblatt hat daraufhin benannten Herrn Baret angefordert, freundlichst angeben zu wollen, wo diese zwei Synoden gehalten worden seien, von welchen er geredet habe und den Namen des Geistlichen, der die angeführte Bemerkung über Taufe und Bekehrung gemacht habe. Das Blatt wurde ihm noch besonders zugestellt. Es sind nun seitdem sechs Monate verstrichen und Missionar Baret bleibt seine Antwort heute noch schuldig. G.

Kirch-Einweihung.

Die ev.-luth. Dreieinigkeits-Gemeinde in Rockford, Wright Co., Minn., hatte sich schon mehrere Jahre in einem kleinen Blockhaus um das Wort Gottes versammelt und ihre Gottesdienste gehalten. So sehr die Sekten und Schwärmer sie umzingelten und eine geräunige Kirche, als anziehende Lockspeise, neben das Blockhaus bauten, so hat sich die luth. Gemeinde doch nicht angeln lassen, sondern blieb fest auf dem alten Glaubensgrund, dem reinen Wort und den unverfälschten Sacramenten. Aber dennoch stand sie immer in Gefahr, Glieder, die sich durch den Schein der Sekten blenden ließen, zu verlieren; ja, nachdem sich wirklich einige Glieder den Sekten angeschlossen, sah die Gemeinde die dringende Nothwendigkeit eine Kirche zu bauen. Das hätte sie freilich schon längst gerne gethan, wenn es nicht am Gelde gefehlt hätte. Die Gemeinde zählt nur 15 Familien, die meistentheils unbemittelt

sind. Sie hat darum vor einigen Jahren ihre Glaubensbrüder innerhalb der Synodal-Conferenz um eine kleine Unterstützung, so bekamen sie dem \$200 zu ihrem Kirchbau. Allein diese Summe, sammt den Beiträgen aus der Gemeinde, reichte nicht hin, den Bau anzufangen. Es mußte darum noch ein Jahr gewartet werden, um mit Gelegenheit das nöthige Baumaterial herbeizuschaffen.

Endlich konnte in diesem Jahre der Bau in Angriff genommen werden. Die Kirche, 26x40, ist nun mit der Hilfe Gottes so weit vollendet, daß man Gottesdienst darinnen halten kann; freilich ist außer Kanzel, Altar und Sitzen von rohen Brettern noch nichts gemacht.

Am 17. Sonntag nach Trinitatis wurde die Kirche eingeweiht. Pastor L. F. Frey von Shakopee hielt die Festpredigt über die Worte: „Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen“, Offb. 21, 3. Am Nachmittag predigte der Unterzeichnete über Ps. 87, 2—6. Der Gesang-Verein der Mutter-Gemeinde erhöhte die Festlichkeit durch den Vortrag einiger Lieder und Psalmen.

Die Collecte betrug \$70.

So hat nun endlich die liebe Gemeinde ein eigenes Gotteshaus, in dem sie sich versammeln kann um den größten Schatz auf Erden, die reine Lehre des Wortes Gottes.

Gebe der Herr der Gemeinde, die seither von dem Unterzeichneten als Filial bedient wurde, recht bald einen eigenen Hirten und Seelsorger.

J. C. Albrecht.

Einführung.

Nachdem der Schulamts-Candidat, Herr Ernst Adelberg, einen ordentlichen Beruf von der ev.-luth. Salems-Gemeinde in Greenwood, Hennepin Co., Minn., erhalten und angenommen hatte, wurde derselbe am 14. Sonntag nach Trinitatis von dem Unterzeichneten in sein Amt eingeführt.

Gott der Herr gebe ihm Gnade, daß er die ihm anvertrauten Lämmer stets auf die grüne Aue des Wortes Gottes führe.

J. C. Albrecht.

Adresse: Mr. Ernst Adelberg,
Hanover, Wright Co., Minn.

Zur gefälligen Beachtung

Die geehrten Herren Pastoren und Lehrer möchten wir darauf aufmerksam machen, daß die in unserm Verlag erschienene **Weihnachtsliturgie für einen Kindergottesdienst** vorrätzig ist, und wir baldigen zahlreichen Bestellungen entgegensehen.

Ferner können wir mittheilen, daß die zweite Auflage unseres **Katechismus** die Presse verlassen hat.

Die Synodalbuchhandlung.

Quittungen.

Für Schuldentilgung: P. Brockmann, von G. Bernke \$1; L. Schade \$3; L. Beese \$10; L. Gronert \$5; N. N. 50 Cents. — P. Dowidat, aus der Gemeinde in Fort Atkinson: von J. Berg, 1. Zahl. \$10; J. Mack, 1. Zahl. \$7; C. Kug, W. Kug, je \$10; W. Lüdtke, 1. Zahl. \$5; J. Wolfram, F. Krecklow, J. Grüneberg, je \$5; Wittve Libenow \$4; C. Decker, 1. Zahl. \$3; H. Bartelt, 1. Zahl. \$2.50; W. Jandrey, J. Klafen, je \$2; W. Jandrey sen. \$1;

Frl. H. Jandrey 25 Cents. Summa \$71.75.
(Fortsetzung folgt.)

Für das Seminar: P. Bading, von Frau Ball, Jr. Böhde, je \$1; Minna Pohl \$5; Familie Böder \$3.—P. Vogel, Reformationsfest-Coll. \$7.25.

Für das Reich Gottes: P. Adelberg, Reformationsfest-Coll. \$13.50.

R. Adelberg.

Für die Anstalt in Watertown empfangen: Durch P. J. J. Meier \$31; P. N. Pieper, Theil der Collecte am gemeinschaftlichen Missionsfeste der Gemeinden Reedsville, Morrison und Manitowoc \$25; P. Hölzel, von der Gemeinde in Fond du Lac \$17; P. Mayerhoff, Theil der Missionsfestcoll. in Hustisford \$24; P. Klindworth, Theil der Missionsfestcoll. in Galena \$15; von der Gemeinde in Watertown, Theil der Missionsfestcoll. \$43; P. Dowidat, Theil der Erndte- und Missionsfestcoll. \$16.80; P. Gensike für die Ausbreitung des Reiches Gottes, Coll. am Missionsfest in der Gem. zum Kripplein Christi \$35.55, der Dreieinigkeitsgemeinde \$22.30, von G. Duandt \$2.90; P. Blomke, Theil der Missionsfest-Coll. in Golden \$64; P. Kilian, Erntedankfestcoll. \$9.20; von der Gemeinde in Watertown, Theil der Erntedankfestcoll. \$12.29; P. Reibel, Erntedankfestcoll. der Gemeinde in Cooperstown \$11.65; P. Hillemann sen., aus der St. Paul's Gemeinde \$10.50; P. C. G. Heim, Theil der Missionsfestcoll. \$10; P. Hoyer sen., aus Princeton \$20; P. Bender, von dessen Gemeinde in Red Wing \$8, von N. N. \$2, Mr. Haife, Erntedankfestcoll. der Gemeinde in Two Rivers \$20; von der Gemeinde in Watertown, Reformationsfestcoll. \$12.18, von N. N. 50 Cents.

J. H. Brockmann.

Für die Wittwen-Casse: P. Hoffmann, Collecte in der Salems-Gem. \$5.50; P. H. Hillemann, Coll. in Peshigo \$4, do. in Menomonee \$7, do. Beaver Creek 2.10; von C. Gäh, C. Dewener, J. Krüger, je \$1; C. Albrecht, W. Günther, je 50 Cents; P. Probst \$5; P. J. Hillemann, Collecte in seiner St. Lukas Gemeinde \$21.61; P. Thiele, Collecte seiner Gemeinde \$6.20; P. A. Pieper \$5; P. Popp, Coll. \$5; P. Rök, pers. Beitrag \$5; P. Töpel, zweiter pers. Beitrag \$2; P. J. G. Dehlert, Erntedankfestcoll. \$11.66; P. Dammann, pers. Beitrag \$5; Lehrer J. Denninger, pers. Beitrag \$5; P. Brockmann, pers. Beitrag \$5.

J. Bading.

Für Reisepredigt: vom Missionsfest in Hustisford \$10; durch P. Abellemant von der Friedensgemeinde in Champaign, Ill. \$22.50.

C. Mayerhoff.

Für die Regener-Mission: P. Vogel, Collecte seiner Gemeinde \$9.

C. Dowidat.

Für die Gemeinde in Rosendale: Durch P. J. H. Brockmann, von der Gemeinde in Watertown eine Altardacke; durch P. M. Denninger, Mosel \$3; durch P. J. J. Meyer, von der Gemeinde in Watertown \$8; durch P. Th. Jäkel \$2. Gott vergelt's.

Oscar Griebing.

Für die Taubstummen-Anstalt zu Morris, Mich., empfing Unterzeichner: Durch P. J. Hilpert und zwar von C. Schneider (Zions-Gem.), J. Sell (desgl.), je \$1; von N. Klumb (St. Peters Gem.) 52 Cents; Collecte seiner St. Pauls Gem. 2; durch P. J. G. Dehlert, Theil einer Missions-

fest-Coll. \$5; durch P. C. Mayerhoff, die Hälfte der Ostercollecte seiner Gemeinde \$9.10; durch P. Ph. Brenner, von J. Böse \$1; von Frau P. Hölzel \$5; durch P. N. Pieper, Theil der Missionsfest-Collecte in Reedsville \$8.

Den herzlichsten Dank allen lieben Gebern.

H. Uhlig.

Für die vom Feuer heimgesuchten Glaubensbrüder in Michigan: von P. Sinnenthal's Gemeinde \$18; P. N. Pieper's Gemeinde \$14.50.

C. Eißfeld, Kassirer.

Für das Waisenhaus in Green Bay eingegangen seit 1. September: Von der Sonntagschule der Gnadengemeinde durch P. Jäkel \$15, von dem werthen Frauen-Verein der Gnadengemeinde durch denselben \$20, von den Schulkindern der zweiten Klasse der Gnadengemeinde, durch Herrn Lehrer J. Gräß \$3.50; Gebrüder Inbusch \$10; A. Frank, J. D. Krüger, J. Gensike, W. Petermann, Frau Krüger, C. Starke, P. Berkemeier, J. Rettig, E. Briner, J. A. Anger, W. E. Rathgen, Vater Buscher, je \$5; J. P. R., J. J. Helm, G. Brunder, J. Kiecheler, Prof. Nog, Mrs. Wagner, je \$3; J. Raesel, Frau Best, J. Starke, J. Schröder, H. Steinmann, C. Germond, J. Troß, Mrs. Rüsse, Mrs. Bredfeld, C. Salzner, Mrs. Benfemann, H. Fisch, Mr. Rüttemeyer, Mr. Hilgendorf, A. Kiecheler, R. Kiecheler, H. Brandt, J. Steinmüller, C. Harnis, J. Jarchow, J. Büning, P. Sprengeler, N. N., je \$1; J. Bues, J. Schmidt, G. Geiger, Mr. Freischmidt, J. Müller, J. Schröder, Zöhrlaut, C. Gieseler, W. Meyer, P. S. Reyl, L. F. Eit, Mr. Bohlken, je \$2; W. Gudert u. Snelkow \$1.50; J. Birk und Ritter \$2.50; J. Zell, R. Brüggemann, N. N., W. Lübke, J. Thoma, je 50 Cents; J. Rubach 25 Cents; von der Gemeinde des Herrn P. H. Albrecht \$3.20; J. Strienert \$1; durch Herrn P. Kilian, von der Hochzeit bei A. Erdmann \$4.10; durch Herrn P. A. Pieper, Erntedankfestcoll. \$6; vom werthen Frauenverein der St. Matthäusgem. in Milwaukee \$10; J. Medelburg \$2; durch Herrn P. J. C. Reynhout \$4.62; N. N., La Crose Wis. \$5; G. Kleinschmidt \$5; P. Dagesörde \$5; durch Herrn P. Siegrist von seiner Gemeinde \$3; N. N., Burlington, Wis. \$1; P. W. Streißguth \$1; D. Beneke, Fontenoy, Wis. \$5; durch Herrn P. Häse 25 Cents; P. H. Albrecht \$1; durch Herrn P. C. Althof, von seiner Gemeinde \$6; P. C. Bender, Red Wing, Minn. \$2 und von seiner Filialgemeinde \$5.

Dem Vater sowohl, als auch den Freunden der Waisen herzlichsten Dank!

Karl E. G. Dppen.

Dankagung und Quittung für eingegangene Liebesgaben für die ev.-luth. Gemeinde in New Ulm, Minnesota. Durch P. Brenner, von J. Eberhard, A. Prästke, W. Bülow, H. Frank, R. Wölter, A. Taube, R. Neß, A. Below, je 50 Cents; J. Mancke \$1.50; G. Horn, W. Jantzow, H. Breitengroß, R. Meyer, je \$1; W. Schlorb, J. Wesenberg, je 25 Cents; durch P. Häse von J. Sölich, J. Hasenbecker, J. Rabe, L. Kopsberg, je 50 Cents; J. Schulz 20 Cents; D. Schilling, H. Wendt, je \$1; durch P. Häse, von J. Ziegler \$1; G. Mögenburg 25 Cents; C. Lamenhagen 50 Cents; A. Stark 25 Cents; H. H. 50 Cents; H. H. \$1; H. Beh 50 Cents; J. Beckmann 25 Cents; J. Krüger 10 Cents; B. Eberhards, A. Glasenapp, C. Boffer, J. Hegener, je 25 Cents; durch P. Hillemann, von der Gemeinde in Peshigo, C. F. Neumann \$2; J. Hand-schneider \$1.50; J. Wenzel, W. Rurths, J. Schmidt,

J. Behrends, C. Lemke, C. Wojanowsky, C. Wenzel, J. Tackmann, C. Heusel, J. Neveermann, W. Günther, J. Richter, J. Schmidt, C. Albrecht, je \$1; J. Albrecht 75 Cents; C. Schröder, J. Gaeth, H. Manske, W. Krug, je 50 Cents; C. Berger 25 Cents; von der Gemeinde zu Menomonee, von A. Borchard, J. Aschen, je \$2; C. Rinke, C. P. Zeister, J. Nowak, H. Erbe, J. Dehn, H. Ammermann, Ph. Goldammer, J. Gehing, je \$1; N. N., J. Lehmann, H. Junke, J. Manthei, C. Reißschläger, A. Krug, je 50 Cents; L. Heling 45 Cents; Wittwe Bonnin, J. Gehling, J. Ammermann, Schelow, J. Grehn, je 25 Cents; C. Metke 15 Cents; Ziemann, J. Unners, je 10 Cents; durch P. Denninger, von seiner Gemeinde in Neenah \$21.80; von seiner Gemeinde in Menasha \$9.45; von dem Frauen-Verein \$5; durch P. C. Reichenbecher, von J. Pieplow \$1; H. Pieplow 25 Cents; J. Köplich \$2; W. Köplich \$1; A. Zickuhr \$5; L. Müller, J. Ottmann, je \$1; J. C. Krüger, C. Marquardt, R. Krohn, je \$2; A. Pipforn \$1; W. Doufing, J. Reistikow, G. Schmidt, je \$2; durch P. Hillemann von seiner St. Pauli Gem. \$7.85; St. Lukas Gemeinde \$12.80; P. Badke, von A. Mistle 30 Cents; J. Brand, J. Geil, je \$1; C. Walto 50 Cents; W. Keko, J. Friske, G. Friske, L. Friske, je 25 Cents; L. Musch, D. Golbeck, je 10 Cts; H. Martolock, G. Buchholz, R. Rückheim, H. Popp, J. Popp, je 25 Cents; R. Brandenburg, L. Ziebarth, je 50 Cents; J. W. Schönberg, G. Schendel, W. Schendel, J. Tanska, R. Pieper, je 25 Cents; L. Pohl 13 Cents; H. Mittag \$1; W. Arndt, C. Riefe, W. Rhode, J. Heinkel, J. Buchholz, je 25 Cents; J. Jesse 30 Cts; A. Paeth, C. Siefert, C. Rodloff, J. Hing, je \$1; Ungenannt, C. Gommerdinger, J. Pitel, je 25 Cents; C. Meyer 50 Cents; durch P. Alpers, von seiner Salems-Gemeinde \$23.38, Matthäus-Gemeinde \$3, Johanes-Gemeinde \$5.45.

Dem treuen Herrn und den lieben Gebern herzlichsten Dank.
G. Heim, Pastor.

Schulbücher.

Im „Nordwestlichen Bücher-Verlag“ sind erschienen folgende Schulbücher, die in unserer Synodalsbuchhandlung zu den beigezeichneten Preisen zu haben sind.

Dr. Martin Luthers Kleiner Katechismus

mit

Erklärung.

Bearbeitet auf Grund des Dresdner Kreuzkatechismus, und herausgegeben von der

ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St.

Preis: einzeln 30 Cents, das Duzend \$3.00.

A First Course

in

Composition and Grammar.

By A. L. Graebner.

Preis: einzeln 50 Cents, das Duzend \$5.00.

Amerikanisch-Deutsche Bibel.

Herausgegeben von der Lehrerconferenz der ev.-luth. Synode von Wisconsin.

Preis: einzeln 25 Cents, das Duzend \$2.40.

J. Werner, Agent,

436 Broadway, Milwaukee.